

ELISA MILLER

WOLFS
PRINZESSIN

RUF DES MONDES

Inhaltswarnung

Sei dir bewusst, dass die Welt, die du betrittst, nicht friedlich ist.
Sie ist voller Gewalt, Leiden und Tod.

Wer sich nicht unversehens diesen Schrecknissen gegenübersehen
will, findet hier einen allgemeinen und am Ende des Buches ei-
nen spezifischeren Wegweiser.

Ableismus und ableistische Sprache • Alkohol • Blut • Demenz • Geburt und
Schwangerschaft, Totgeburten und Fehlgeburten, Abtreibungen • Gewalt gegen
Erwachsene, Kinder und Tiere • Fremdenfeindlichkeit • Krankheit • Misogynie
und Sexismus • Mord • Tod wichtiger Figuren und Tod von Kindern • Saneis-
mus und saneistische Sprache • Sex (erwähnt oder Fade-out, keine expliziten
Perspektivszenen) • Sexarbeit • Zwangsheirat

I

ES WAR EINMAL EIN KÖNIG

*Siehe, da Le war, war die Welt, und Le war das Auge und das Licht.
Und es waren der Elemente fünf, die Le entsprangen und angehörten,
und es waren Kayo, Ire, Jani, Radas und Uthur – und siehe, aus ihrem
Atem webte sich die Welt, wie sie dich umgibt. Als Glut und Frische, als
Hauch und Feste. Doch Uthur war der Schatten, der überall fallen
muss, wo auch Licht ist.*

Die Welt war aus den Fugen, und Halorin war, als flösse sein Blut nicht länger in den Adern, sondern in verworrenen Rinnsalen und reißenden Strömen durch seinen Körper. Der Horizont voller funkelnder Sterne kippte rauschend in die Vertikale, und er schreckte auf.

Es dauerte einige Augenblicke, bis er wusste, wo er war. Seine Knie auf dem felsigen Boden schmerzten, und die Kälte war ihm feucht über den ganzen Körper gekrochen. Vor ihm brach aus der scheinbaren Undurchdringlichkeit des schwarzen Gesteins der unterirdische Fluss Ara und ergoss sich als Wasserfall in den See, in dessen Untiefen er verschwand. Handtellergröße Messingschalen trieben auf dem Wasser, gefüllt mit flackernden Flammen, und die Höhlenwände des Heiligtums warfen das Rauschen und die leisen Gesänge der Götterdienenden als geisterhafte Echos zurück. Er schauderte. Als er sich umwandte und den Blick hob, schaute er in die von blutroten Linien umzeichneten Augen der Hohepriesterin. Auch ihr kahl rasierter Schädel war bedeckt von Linien und den Symbolen der Vier. Die Farbe schien im Lichtspiel der Feuer feucht zu



schimmern, als sei sie gerade erst aufgetragen worden. Farilea Radan erwiderte seinen Blick, und er fragte sich beschämt, wie lange er geschlafen haben mochte. Nur einen Augenblick oder Stunden? Er stand langsam und mit steifen Gliedern auf und trat an der Priesterin vorbei zu seinen Kindern. Furchtsam, als erwarte er, sie tot zu finden, blickte er auf die Säuglinge hinab.

Doch sie atmeten, beinahe im Gleichklang. Der Junge schlief tief und fest, doch das Mädchen blickte ihn aus großen dunkelblauen Augen an. Warum wachte sie, die doch hätte schlafen sollen unter der Berührung des Göttlichen, und er, der hätte wachen sollen, um seine Kinder vor den Schatten zu beschützen, schlief? Sie blinzelte langsam, und ihm stockte das Herz. Er wusste nicht, wo die Freude war, die er hätte empfinden sollen. Er konnte nur daran denken, mit welcher Teilnahmslosigkeit Felizae während des Rituals ihren beiden Kindern die Stirn geküsst hatte – ruhig und pflichtbewusst –, um sich gleich darauf wieder hinter ihrem undurchsichtigen Schleier zu verbergen.

Seit der Geburt hatte sie sich verändert. Sie hatte lange ihr Bett nicht verlassen und sich seitdem häufig unpässlich gefühlt. Sie mied ihn, und sie verweigerte jeden Umgang mit ihren Kindern. Manche Elementheilenden sprachen von einem Übermaß an Erdenergie, das sie hart und unbeweglich mache, andere mahnten leise, der Widersacher könne nach ihrer Seele gegriffen haben.

Geboren zur Tagundnachtgleiche, hatten die Zwillinge nun, zur Wintersonnenwende, den ersten Segen der Götter empfangen. Bei Sonnenaufgang würden sie in der Lichtmesse ihre Taufreliquien erhalten. Einzigartig wie ihre Seelen, würden sie ein Leben lang bezeugen, welchem der Elementaren sie angehörten.

Halorin hob die Hand und berührte sein eigenes Taufzeichen, das er an einer Silberkette um den Hals trug. Er hätte nicht einschlafen dürfen. Die Nachtwache war zu wichtig und die längste Nacht des Jahres zu gefährlich, zumal für Seelen, die die Zwischenwelt kaum verlassen hatten. Es war weniger Reue als Bedauern, das ihn befiel, als er die Kinder betrachtete, das schlafende und das wachende, in dem sich schon jetzt sein Erbe zeigte. Aber daran wollte



er noch nicht denken. Er sollte besser beten. Um Schutz für seine Kinder, um Heilung für Felizae, um Frieden für sich selbst.



Dalaron, das Land der tausend Quellen, die aus dem dunklen Boden und den zahllosen Bergen aufstiegen, schien Radas und Ire sehr viel näher zu sein als den anderen Elementargöttern, und so hatte es niemanden verwundert, dass die KönigsKinder im Zeichen dieser beiden Gottheiten getauft worden waren.

Die Zwillinge waren kurz vor Sonnenuntergang in den Tempel gebracht worden, und unter Liedern und Gebeten hatte man sie den Vier und dem Einen anvertraut, auf dass sie die Kinder unter ihren Schutz nahmen. Die Berührung des Göttlichen schenkte den meisten Neugeborenen so tiefen Frieden, dass sie die darauffolgende Nachtwache durchschliefen, aber Farilea war nicht entgangen, dass die kleine Prinzessin von Dalaron die ganze Zeit über hellwach gewesen war. Eine Schlaflose, wie ihr Vater. Bei Sonnenaufgang würde sie den Segen der Gottheit Ire erhalten. Ihr Bruder war von Radas erwählt worden.

Die Eltern hätten die Nachtwache gemeinsam halten sollen, doch der junge König war allein, bis auf einen einzigen Ritter der Leibgarde, der still und achtsam in der Nähe stand. Die Königin hatte die Zeremonie verlassen, kaum, dass völlige Nachtschwärze sich auf das Heiligtum gesenkt hatte. Ihre Halbschwester hatte sie begleitet, die Augen von Sorge verdunkelt, als hätte der Schatten, der der Königin seit ihrer Niederkunft anhaftete, sich darin niedergelassen.

Die Hohepriesterin spürte das matte Frösteln der Müdigkeit, das ihr verriet, dass die Morgenstunde nahte. Halorin von Talvin kniete vor dem Heiligtum und betete lautlos und mit offenen Augen, nur seine Lippen bewegten sich. Nicht zum ersten Mal fühlte sich Farilea von seinem Anblick wie gebannt. Eine Ahnung unbegreiflichen Sehnsens ergriff von ihr Besitz, ein Sehnen, das die Bereitschaft zur Hingabe barg, wie sie es nur ihrer Gottheit gegenüber hätte empfinden sollen. Aber sie wusste, dass sie nicht die Einzige war, auf



die er diese Wirkung hatte. Vom ersten Tag an hatte die Aura geheimnisvoller Schönheit, die ihn umgab, ihm die allgemeine Bewunderung des Hofes und des Volkes eingebracht, ohne dass er es mit großen Gesten oder besonders prunkvollen Auftritten darauf angelegt hätte. Zu seinen vielen Verehrerinnen, die ihn mit glühenden Blicken verfolgten und ihm den Hof machten, hätte Farilea sich sicher nicht gezählt, schließlich war sie mehr als doppelt so alt wie er und eine Hohepriesterin des Radas. Sie hatte ihre natürliche Neigung, die Welt mit Nüchternheit zu beobachten, in Jahren der Einkehr und Meditation nahe zur Vollkommenheit gebracht. Wenn sie also auch nicht gänzlich gegen seine Schönheit gefeit war, so hätte sie sich doch keinerlei Schwärmerei gestattet.

Fünf Jahre war ihre erste Begegnung her. Damals war Halorin kaum sechzehn Jahre alt gewesen und dennoch ... Als sie ihn das erste Mal ins Heiligtum geführt und beobachtet hatte, wie er andächtig vor den Wasserfall trat – seine Sinne dem Göttlichen hingab, dem rauschenden Wasser die offenen Handflächen darbietend, wie jemand, der zeigen wollte, dass er mit leeren Händen gekommen war –, hatte sie für einen kurzen Augenblick eine so tiefe Bewegtheit des Herzens ergriffen, dass selbst noch die Erinnerung daran ihr Empfinden in Scham und Erregung spaltete. *Le begnadige mein Auge, und Radas schenke meiner Seele Frieden*, betete Farilea.

Es mochte Ires unstete, verführerische Kraft sein, die den jungen König für sie so anziehend machte. Aber sie hatte sich daran gewöhnt, denn er kam häufig in den Tempel, betete im Heiligtum und öffnete seine Seele in der Einsicht dem Blick des Einen. Er schien zu wissen, dass er als Ireseegneter der Ruhe und Beständigkeit Radas' bedurfte, und was immer sie ihm zum Ausgleich seiner Seele auferlegte, nahm er bereitwillig an. Doch in seinen Augen hatte Farilea häufig Widerwillen und eine tief verborgene Aufgewühltheit gesehen. Eine Empfindsamkeit, wie sie den Wassergetauften häufig zu eigen war. Aber etwas an diesem Widerwillen bereitete ihr Sorge, denn obwohl selbst das Schweigen des Königs für sie im Laufe der Jahre so beredt geworden war, dass sie ihn auch ohne ein Wort durchschaute, schien es einen Winkel seiner Seele zu geben,



den er selbst vor ihr fest verschlossen hielt. Als nisteten dort in gefährlicher Dunkelheit finstere Gefühle und ein Schmerz, der zu groß war, um sich ihm zu stellen.

Farilea horchte auf. Sie glaubte, etwas gehört zu haben, und tatsächlich wiederholte sich, wie ein lauter Echo, der volle Klang eines großen Gongs und kündete vom Licht des Morgens. Als der Gongschlag lauter wurde, hob Halorin von Talvin den Kopf und erhob sich unbeholfen aus seiner Starre. Er schlug das Zeichen der Fünfeinigkeit, dann wandte er sich zu ihr um. Sie neigte den Kopf. Bald würden die Bewohner der Stadt sich versammeln, um das Ritual des Ersten Segens zu beenden und Le für das anbrechende Licht des neuen Jahres zu danken. Sie blickte auf die Kinder hinab.

Wenn der Eine es wollte, würden sie zum Frühlingsanfang ihre Namen erhalten, und eines von ihnen würde dereinst Felizae von Askaros auf den Thron von Dalaron folgen. Doch der Eine mochte geben, dass bis dahin noch viele Jahre vergehen würde. *Le, der du die Menschen siehst und ihre Seelen kennst, betete sie, weise ihr den Weg zurück ins Licht. Lass mit dem Licht, das durch dich neu anbricht, auch die Hoffnung wiederkehren.*



Helios Amaru kam selten ins Heiligtum. Dennoch hatte die Hohepriesterin ihn niemals darauf angesprochen oder ihn ermahnt, sich in der Einsicht Les Blick zu stellen, um seine Seele zu erleichtern und Ausgleich zu finden. Tatsächlich hatte er den Verdacht, dass es ihr lieber war, wenn er ihrem Tempel fernblieb.

Als Junge hatte Helios sich danach gesehnt, von der Priesterschaft anerkannt zu werden. Als er seine Gabe entdeckte, hatte er sich von den Göttern berufen gefühlt. Er war stolz gewesen, aber nicht ehrgeizig. Er hatte den Göttern dienen wollen, die ihm jene wundersame Macht über die Elemente verliehen hatten. Die es ihm, dem Sohn einer Korbflechterin, erlaubten, mit bloßen Händen Feuer zu entfachen und Wasser zu Eis gefrieren zu lassen. Doch schon bald



musste er erkennen, dass die Priesterschaft seinen Fähigkeiten miss-
trauisch, ja geradezu feindlich gegenüberstand. Bösertige Zauberei
nannten sie es, eine Versuchung Uthurs, eine Anmaßung gegen die
Götter. Als junger Mann hatte es ihn gekränkt, dass sie seine Gabe als
Bedrohung statt als Geschenk betrachteten, aber heute haderte He-
lios schon lange nicht mehr mit dieser Ablehnung. Sollten sie ihn
fürchten – diese Furcht war sein Schutz und der seiner Königin.

Nur zu hohen Festen musste Helios sich im Heiligtum sehen
lassen. Es hätte Felizae geschadet, wenn der Eindruck entstanden
wäre, ihr Elementer stünde schlecht mit der Hohepriesterin, und
gerade dieser Tage bedurfte der Thron jedes Freundes und Verbün-
deten, also hatte Helios die Askarosburg früh vor Tagesanbruch ver-
lassen und sich in die Stadt zum Tempel aufgemacht.

Im mächtigen Arkadengang vor dem Tempel scharten sich Men-
schen um die Opfernischen, und auch in der überwölbten Vorhalle
des Heiligtums erwarteten Gläubige schweigend oder leise betend
den Tagesanbruch.

An der dem Haupteingang gegenüberliegenden Seite der Halle
standen zwei Geweihte wie Wächter vor der hohen Flügeltür zum
Heiligtum, aus dem gedämpft die Gesänge und das Rauschen des
Wassers drangen. Les Auge in strahlendem Gold blickte Helios prü-
fend entgegen. Das Mosaik, das die Wände zierte, wurde nur von
den Durchgängen unterbrochen, die auf die Pfade der Läuterung
oder in die Krypta eines der Vier führten und vor denen ebenfalls
je zwei Göttergeweihte standen. Mit ihren rasierten Schädeln und
den langen Gewändern war aus der Ferne kaum zu erkennen, ob
es sich um Männer oder Frauen handelte, und das schwache, fla-
ckernde Licht tat das Übrige, um sie völlig ununterscheidbar zu
machen. Aber für den Götterdienst spielte das ohnehin keine Rol-
le. Selbst die Hohepriesterin und der Hüter des Heiligtums führ-
ten diese Titel unabhängig von ihrem Geschlecht.

Die Tempelbesucher hingegen unterschieden sich deutlich von-
einander, mehr oder weniger wohlhabende Städter, aber auch Ritter
und Leute vom Hof. Nur diejenige, nach der er Ausschau hielt,
konnte er nicht entdecken. Er hoffte, dass dies bedeutete, dass Fe-



lizae doch noch zur Nachtwache ihrer Kinder zurückgekehrt war.

Dann erklang der Gong. Erst entfernt, dann nahm ein anderer das Zeichen auf und wiederholte es. Der Gesang von jenseits des Tores verstummte, und schließlich wurde das Heiligtum geöffnet. Das Rauschen des Wasserfalls schwoll an und flutete in die Halle. Viele schlugen das Zeichen der Fünfeinigkeit.

Die Hohepriesterin stand am Ufer des Sees und empfing sie mit gemessenem Blick und segnend erhobenen Händen, während Halorin noch immer neben ihr kniete. Ganz in seiner Nähe entdeckte Helios endlich Ellania von Thalring, die Halbschwester der Königin, ein junges Ding von kaum siebzehn Jahren, in einem sandfarbenen Kleid mit Silberborte. Doch die Königin war nicht bei ihr. Ellania bemerkte Amarus Blick und sah unbehaglich weg. Dann veränderte sich der Klang des Wassers, und eine junge Iregeweihte trat durch den nassen Vorhang des Wasserfalls, gefolgt von einem ebenso jungen Radasgeweihten. Drei Pfade aus flachen schwarzen Trittsteinen führten über das Wasser. Die Geweihten trennten sich und schritten über die seitlichen Pfade ans Ufer. Vor sich trugen sie auf Kissen die Taufreliquien der Kinder, kostbare Schmuckstücke, die im Licht der Kayofeuer funkelten.

Durch den Stoff seines Gewandes berührte Helios seine eigene Taufreliquie. Er hatte schon vor Jahren entschieden, sie versteckt zu tragen. Nicht jeder erhielt Gold und Silber wie die Königskinder. Wenn die Eltern nicht mehr aufbringen konnten, musste eine grobe Holzschnitzerei genügen.

Die Göttergeweihten erreichten das Seeufer und knieten neben der Hohepriesterin nieder. Als Farilea die erste Taufgabe in die Höhe hob, erkannte Helios auf der Rückseite das Wappen des Herrschergeschlechts von Dalaron: Wolf und Fluss.

Die restliche Taufzeremonie verfolgte Helios mit Unbehagen. Er sah den König in den zerknitterten Festkleidern, an seiner Seite Erevin von Terida, ein Vetter des Königs aus einem der anderen Talvinclans, neben ihm Ellania von Thalring, die jeder Geste der Hohepriesterin mit frommem Ernst folgte – und ihrer aller Anblick erschien Helios beunruhigend unvollständig ohne ihre Königin.



Endlich näherte sich die Messe ihrem Ende. Farilea sprach den Segen der Fünfeinigkeit, und unter den Gesängen der Götterdienenden strömten die Menschen hinaus auf den Tempelvorplatz, um dort den Segen des Wiederkehrenden Lichts zu empfangen. Helios blinzelte, als er ins Freie trat. Das Licht quälte sich mühsam über den winterlichen Himmel. Er bahnte sich seinen Weg durch die Menge, die darauf wartete, dass die Hohepriesterin auf dem Balkon erscheinen würde, und klopfte an eine schmale Pforte zur Tempelanlage. Ein Novize öffnete. Im Gegensatz zu den Geweihten trugen die Novizen ungefärbte Gewänder, die keinen Hinweis auf ihre Gottheit gaben. Über dem Herzen schlug der Stoff eine Falte, die mit einem einzelnen goldenen Faden vernäht war.

Ohne abzuwarten, ob der junge Mann ihn als engsten Berater der Königin erkannte, trat Helios an ihm vorbei auf den Hof. Pferdeknechte und ein paar Tempelschüler, keiner älter als elf Jahre, beeilten sich, den Aufbruch der Königlichen vorzubereiten. Amaru entdeckte Ellania, umgeben von einigen Hofdamen, die sonst ihre Schwester begleiteten. Sie wirkte besorgt, und ein paar der Frauen warfen einander unsichere Blicke zu.

Unauffällig beschleunigte er seinen Schritt und fasste Ellania sanft am Arm. Erschrocken blickte sie sich zu ihm um. Eine der Damen bedachte den Elementer mit einem entrüsteten Blick. Rasch ließ er Ellania los und neigte ergeben den Kopf.

»Fürstin.«

Sie sah immer noch erschrocken aus. Beinahe ertappt. Helios bedachte die anderen Frauen mit einem flüchtigen Blick. »Wo ist die Königin?«, wollte er leise wissen.

»Sie ist unpässlich.« Hinter Ellanias Maske aus stolzer Selbstsicherheit schien Verunsicherung durchzuschimmern.

»Was soll das heißen?« Helios' Stimme klang scharf, und Ellania errötete. Sie blickte zu den anderen Frauen. Ein paar hatten sich bereits entfernt, und die übrigen wandten sich nun ebenfalls rasch ab. Hilfesuchend blickte Ellania ihnen nach.

»Die Königin«, beharrte Helios.

Zögernd wandte Ellania sich ihm zu, doch sie sprach ruhig und



entschieden: »Ihre Majestät wollten Ihre Gemächer nicht verlassen«, erklärte sie. Helios wurde misstrauisch, als er sah, dass sie versuchte, seinem Blick auszuweichen.

»Ich will die Wahrheit wissen«, verlangte er leise.

»Die Königin«, beehrte sie halblaut auf, »ist Euch keine Rechenschaft schuldig, Amaru.«

»Aber Ihr.«

Ellania von Thalring presste die Lippen aufeinander. Ihr Blick wurde feindselig. »Es hat Euch nicht zu interessieren, was hinter den geschlossenen Türen eines Frauengemaches vor sich geht«, zischte sie.

»Wenn es das Krankenzimmer meiner Königin ist«, entgegnete Helios, »hat es mich sehr wohl zu interessieren.«

Sie hüllte sich in störrisches Schweigen, und Helios wurde ungehalten.

»Ihr führt Euch auf wie ein Kind«, fuhr er sie an. Sie schnappte nach Luft, als wollte sie etwas sagen, aber er ließ sie nicht zu Wort kommen. »Ich warne Euch, Ellania, legt Euch nicht mit mir an. Dieses Land braucht seine Königin, und ich werde —«

In diesem Moment bemerkten beide einen Gardisten, der sich auf sie zubewegte. Es war Erevin von Terida. Er war kaum älter als Ellania, mit noch jungenhaftem Gesicht, das nun, als er zu ihnen trat, von tiefer Sorge verschattet war.

»Fürstin von Thalring.« Er verbeugte sich vor ihr und dann vor Helios. »Wir brauchen die Amme.«

Helios sah Ellania an, die hilflos von einem zum anderen blickte.

»Sie ...«, begann Ellania.

»Herrin, die Kinder sind hungrig«, erklärte Erevin bittend. »Die Kammerjungfer nahm an, sie sei mit Euch gekommen.«

»Sie —«

»Ist ebenfalls unpässlich?«, fragte Helios ungeduldig.

In Ellanias Augen traten Tränen. »Sie ist fort.« Ihre Stimme zitterte.

»Die Königin?«, fragte Helios erschrocken.

»Die Amme.« Ellania rang um ihre Fassung, und Helios' Schrecken verwandelte sich in Wut.



»Was soll das heißen?«

Ellania schien Mühe zu haben zu sprechen. »Sie ist einfach ... verschwunden.«

»Eine Frau verschwindet doch nicht einfach«, stieß Helios verärgert hervor.

Ellania antwortete nicht, sondern bemühte sich, Haltung zu wahren, und starrte den Elementer trotzig an.

»Warum habt Ihr nicht sofort nach mir schicken lassen?« Helios' Stimme wurde lauter und Ellanias Schweigen noch stiller.

»Helios.«

Er wandte den Blick, und auch Ellania sah auf. Kaum, dass sie den König erblickte, wich ihr Trotz einer furchtsamen Scham. Halorin gab seinem Vetter mit einem leichten Kopfnicken ein Zeichen, worauf Erevin sich mit einer unbeholfenen kleinen Verbeugung rasch in Richtung der Kutsche entfernte.

»Was ist passiert?«, fragte Halorin.

Ellania versuchte, die Tränen hinunterzuschlucken. »Ich weiß es nicht.«

Sein Blick war nicht streng, doch Ellania schlug die Augen nieder.

»Du hättest nach jemandem schicken müssen«, sagte er.

Sie nickte, und erneut stieg ihr das Blut in die Wangen: »Jawohl, Eure Majestät. Ich war ... nur so erschrocken, und die Königin ...« Wieder schien sie den Tränen nahe, doch sie beherrschte sich. Stattdessen warf sie Helios einen Blick zu, als wolle sie in seiner Gegenwart kein weiteres Wort sagen.

»Jemand soll nach Uma schicken«, sagte Halorin an Helios gewandt. Sein Blick war schmerzvoll, aber schon im nächsten Moment verschleierte Reglosigkeit seine Miene. Man hätte diese Maske majestätisch finden können, doch Helios wusste es besser. Halorin war nicht der Mann, ein Königreich zu regieren, und er wappnete sich für einen weiteren Tag, an dem er es würde tun müssen.



Es war, als habe der Widersacher selbst seine Finger im Spiel. Die verschwundene Amme war nicht aufzufinden. Zwar hatte man bald eine Dienstmagd aufgetrieben, die kürzlich ein gesundes Kind zur Welt gebracht hatte, doch es kam nicht infrage, dass die Zwillinge sich die Brust mit einem weiteren hungrigen Kind teilen mussten. Halorin kannte Männer, die der Frau ihr Kind weggenommen hätten, um die Königskinder versorgt zu wissen. Er hatte sich bei der Frage ertappt, ob Felizae es getan hätte. Doch dann hatte er den Gedanken abgeschüttelt. Felizae hätte alles versucht, um das zu vermeiden, und es musste eine andere Lösung geben. Sie brauchten, so grausam ihm dieser Gedanke erschien, eine Frau, die ihr eigenes Kind verloren hatte.

Er empfing die Hebamme in einem der bescheideneren Ratsräume. Er hätte sich für den kleinen Audienzsaal entscheiden können, doch selbst, wenn er allein dort war, hatte er das Gefühl, vor den Augen des Hofes zur Schau gestellt zu sein. Zudem schnitt ihm der Anblick von Felizaes leerem Thron jedes Mal ins Herz.

Außer ihm war nur Helios Amaru anwesend, der einen Schritt hinter ihm stand. Halorin vertraute Uma und ihrem Urteil, aber als er die junge Frau erblickte, die sie als Ersatz für die Amme mitgebracht hatte, sank sein Mut. Sie war höchstens achtzehn Jahre alt, zart gebaut, mit schmalen Hüften, hellem Haar und hellbraunen Augen, die ihn nicht anblickten. Ihre Haltung wirkte kraftlos und ohne Regung, die Augen eher müde als demütig gesenkt. Ihr Brustkorb hob und senkte sich schwer mit jedem Atemzug, und sie zitterte am ganzen Körper. Obwohl im Kamin ein Feuer brannte und den Raum mit angenehmer Wärme erfüllte, schien sie so heftig zu frieren, dass Halorin bei ihrem Anblick beinahe selbst glaubte, eine unergründliche Kälte zu spüren. Er unterdrückte ein Schaudern und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

»Wie ist dein Name?«, fragte er. Es dauerte einen Augenblick zu lang, ehe sie mit leiser Stimme antwortete: »Jala, Majestät.«

Halorin musterte sie erneut. So zerbrechlich, wie sie wirkte, schien es ein Wunder der Götter, dass das Kind sie nicht mit in den Tod genommen hatte. Er fragte sich unwillkürlich, wie dieser



schmächtige, ausgezehnte Körper zwei Kinder ernähren sollte. Konnte dies wirklich die einzige Frau in ganz Dalativa sein, die als Amme für seine Kinder infrage kam? Wollte Uma ihn zum Narren halten? Oder steckte die Hebamme mit den Intriganten unter einer Decke, die die erste Amme durch Bedrohung oder Bestechung vom Hof vertrieben hatten? Im gleichen Augenblick schämte er sich für diesen Gedanken. Uma war der Krone treu ergeben, und Jala hatte vermutlich eine beschwerliche Schwangerschaft und eine noch schwere Geburt hinter sich. Sie hatte ein Schicksal getroffen, das jeder Gebärenden bestimmt sein konnte und vor dem auch Felizae alles andere als sicher gewesen war. War es nicht verständlich, dass die Erschöpfung und das Entsetzen über den Tod ihres Kindes so tiefe Spuren an ihr hinterlassen hatten? Dennoch konnte er das Unbehagen nicht abschütteln. Die grauen Schatten unter ihren Augen und der leere Blick erinnerten ihn beunruhigend an Felizae. Und dann dieses Zittern. Zögernd gestand er sich ein, dass Jala ihm unheimlich war. Er hätte es nicht erklären können, doch ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, dass etwas mit ihr nicht stimmte, als ob er hinter der äußeren Schwäche noch eine viel tiefere Müdigkeit erahnte, deren Art und Ursprung er nicht zu ergründen vermochte.

»Du scheinst zu frieren«, sprach er sie an. Jala stand. Schwieg. Zitterte. »Wärm dich ein wenig am Feuer.« Er blickte die Hebamme an. »Auf ein Wort.«

Auf ein ermunterndes Zeichen Umas näherte Jala sich dem Kamin. Die Hebamme trat zu Halorin und Helios, die sich einige Schritte entfernt hatten, um ungehört sprechen zu können.

»Uma, wer ist diese Frau?«, begann Halorin leise.

»Eine Unglückliche«, erwiderte Uma. »Ihr Kind starb in ihren Armen, nur wenige Stunden nach der Geburt.«

»Der Vater?«

»Geht euch so wenig an wie mich.«

Ein angespannter Zug trat in Halorins Mundwinkel. »Ihr begreift doch, dass ich meine Kinder keiner Frau an die Brust legen werde, die an einer ...«



»An einer Hurenkrankheit leidet?«, vollendete Uma den Satz unverblümt, wenn auch mit gesenkter Stimme. »Ich dachte, nachdem Eure Heiler sie gründlich ermüdet haben, würdet Ihr mir glauben, dass die Frau gesund ist. Und noch fließt die Milch.« Ihr zur Eile mahnender Blick ließ Halorins Herz heftiger klopfen. Jala oder der Tod.

»Was Seine Majestät bemerkt hat«, mischte Helios sich ein, »sind zweifelsfrei ihre Blässe und das Zittern. Außerdem hat man mir berichtet, sie sei während der Untersuchung bewusstlos geworden.«

Uma wirkte ungehalten. Die Frauen ihrer Zunft waren nicht für ihre Zimperlichkeit bekannt, besonders nicht Männern gegenüber, und Uma war noch dazu die angesehenste Hebamme Dalativas, die sich auch als Heilkundige einen Namen gemacht hatte. Es mangelte ihr nicht an Respekt gegenüber ihrem König, aber ebenso wenig an Selbstvertrauen, ihm die Stirn zu bieten.

»Kein Fieber, kein Wöchnerinnenleiden, keine Freudenseuche. Genau wie ich es Euch, Amaru, bereits versicherte, bevor Ihr die Quacksalber auf sie losgelassen habt, die vom Gebären so viel verstehen wie ein Frosch vom Fliegen.«

Helios strafte sie mit einem ernsten Blick. »Es würde euch gut anstehen, gelegentlich Eure Zunge in Zaum zu halten.«

»Und Euch«, entgegnete sie, »würde es gut anstehen, dem Schicksal der Frauen mehr Achtung entgegenzubringen. Jala hat Mühsal und Schmerzen hinter sich, die Ihr Euch nicht einmal vorzustellen vermögt.«

Halorin hob beschwichtigend die Hände. »Es ist genug.«

Uma mochte recht haben, dennoch war es unumgänglich gewesen, die Frau auch von den königlichen Heilkundigen untersuchen zu lassen. Den Tonfall, den sie sich herausnahm, hätte man ihr eigentlich nicht durchgehen lassen dürfen. Felizae hätte sie sicher zu rechtgewiesen. Andererseits verdankte Felizae Uma wahrscheinlich ihr Leben.

Sie hätte hier stehen sollen. Felizae hätte gewusst, was zu tun war. Er unterdrückte die aufsteigende Verzweiflung.

Ratlos blickte er an Uma vorbei zum Kamin. Jala stand so dicht am Feuer, dass es den Anschein hatte, als könnte der flackernde



Schein, der auf ihrem blonden Haar spielte, sie jeden Augenblick in Flammen aufgehen lassen.

»Sie steht unter Janis Segen«, sagte Uma schließlich. »Solche Frauen sehen oft schwächer aus, als sie sind.«

Halorin fand, es wäre auch kaum möglich, dass sie noch schwächer war, als sie aussah. Eine Schwäche, die Uthur, dem Widersacher, der mit Le um die Seelen der Menschen rang, Tor und Tür öffnen mochte. Aber vielleicht hatte Le in seinem unergründlichen Blick sie gerettet, weil er noch andere Pläne mit ihr hatte. Hatte Halorin nicht, als er im Heiligtum wachte, immer wieder einen zarten Lufthauch im Nacken gespürt, als necke Jani ihn und wolle ihn in Versuchung bringen, sich nach ihm umzudrehen? Er betrachtete Jala vom Feuerschein umspieltes Profil. Sie schien endlich zur Ruhe gekommen zu sein. Ihre Haltung wirkte gefasster, und auch ihr Gesicht schien geradezu verwandelt, die zarten Züge nicht länger ausgemergelt und bleich, sondern anmutig. Sogar ein kleines Lächeln hatte sich auf ihren Lippen niedergelassen, ein Abglanz der Schönheit, die sich hinter der Last der vergangenen Wochen verbarg. Unvermittelt wandte sie den Kopf und blickte Halorin direkt in die Augen. War sie wirklich noch so jung, wie er zuerst geglaubt hatte? Dann war der Moment vorbei. Jala wandte sich wieder ab, und Halorin fühlte sich, als erwache er aus einem langen Gebet.

»Jala«, sagte er laut. »Du kannst bleiben.«

Die junge Frau hob erneut den Blick und wandte sich zögernd vom Kamin ab. Als der König um den Ratstisch herum auf sie trat, sank sie in einen tiefen, ungeschickten Knicks.

»Die Wärme scheint Euch gut bekommen zu sein«, hörte er sich sagen. Was war nur los mit ihm? Jetzt redete er sie schon an, als sei sie eine vornehme Dame und keine – ja, was eigentlich? Er entschied, weder sich noch sie zu fragen, womit sie zuvor ihr Brot verdient hatte. Wenn sie seine Kinder vor dem Hungertod bewahren konnte, war er ihr mehr als die höfliche Ansprache schuldig. Außerdem sagte man Ires Schützlingen nach, sie hätten ein besonderes Gespür für das Göttliche in anderen, und in diesem Augenblick glaubte



Halorin, es in Jala so deutlich zu spüren wie noch bei keinem Menschen vor ihr.

»Majestät«, murmelte sie und senkte den Blick. Mit einem Mal wirkte sie wieder gebrechlich.

»Wir werden dich in unsere Dienste nehmen«, sprach der König. »Wenn du bei deiner Seele schwörst, dass du der Königin von Dalaron treu dienen und ihre Kinder lieben und schützen wirst, als wären sie deine eigenen, solange du lebst.«

Sehr vorsichtig, als fürchte sie selbst zu zerbrechen, kniete Jala vor Halorin nieder. Ihre Stimme war leise, aber klar, und sie sprach langsam, als fühle sie die Tiefe jedes einzelnen Wortes. »Ich schwöre beim Frieden meiner Seele, bei der Macht der Vier und dem Blick des Einen, der alles sieht, Eure Kinder zu lieben und zu beschützen und der Königin von Dalaron treu zu dienen, solange ich lebe.«

Sofort fragte er sich, ob er bei der Wahl der Schwurworte einen Fehler gemacht hatte. Ganz bestimmt hatte er das, und sicher runzelte Helios in seinem Rücken besorgt die Stirn. Aber Halorin fiel nicht ein, was er hätte ändern oder hinzufügen sollen, also sagte er nur: »Le hat deine Worte gehört.«

Jala stand auf, und als sie den Blick hob, waren ihre Augen wieder so müde wie zuvor, und die Schatten schienen auf ihr Gesicht zurückgekehrt zu sein.

»Uma soll dich zu den Kindern bringen«, sagte Halorin und an die Hebamme gewandt: »Sorgt dafür, dass sie alles bekommt, was sie braucht. Und macht ihr Feuer.«



Die abendliche Tauffeier war trotz allem unumgänglich, aber mehr noch als sonst empfand Halorin die Gesellschaft all der Hofdamen, Ritter und Adligen als Zumutung. Es befremdete ihn, wie ein Hofstaat, der seine Königin entbehrte, so ausgelassen und heiter zu Tisch sitzen konnte. Immerhin wurde nicht zum Tanz aufgespielt. Lediglich eine Flöte und eine Laute waren zu hören.



Am liebsten wäre er einfach gegangen, doch er wusste, dass er sich die Freiheit, die Tafel so früh zu verlassen, nicht zu oft erlauben durfte. Nicht nur, dass er Felizaes Platz einnehmen musste, er stand auch unter Beobachtung des Hofes. Doch an diesem Abend fühlte Halorin sich ohnehin so betäubt, dass es ihm leichtfiel, einfach sitzen zu bleiben. Er aß wenig, trank aber mehrere Becher Met und wich den Gesprächen aus. Seine junge Schwägerin saß einige Plätze entfernt und unterhielt sich lebhaft mit ein paar Rittern.

»Kennt Ihr diese Weise?«, fragte eine samtige Frauenstimme. Halorin bemerkte eine junge Adlige, die sich ihm genähert hatte. Er kannte ihr Gesicht und glaubte, sich zu erinnern, dass sie im vergangenen Sommer als Hofdame nach Dalativa gekommen war.

»Ich glaube nicht«, antwortete er. »Aber sie ist sehr schön.«

»Schön und traurig«, sagte die Dame. »In meiner Heimat singen sie dazu die Ballade von Liria. Kennt ihr diese Geschichte?«

Halorin wollte sich nicht unterhalten. Sein leicht berauschter Blick streifte die weißen Stickereien auf ihrem grünen Kleid, die makellose Haut, und fand ihr Gesicht.

»Woher stammt Ihr?«, fragte Halorin.

»Aus Vestach«, antwortete sie. Kametherin also, was jedoch ihrer Sprache kaum anzuhören war, obwohl Vestach eine eher abgelegene Grafschaft war, berühmt lediglich für ihre Pferdezucht.

»Was ist das für eine Geschichte?«, fragte Halorin.

»Es ist die Geschichte einer Verwandlung. Und eine Liebesgeschichte.« Wie selbstverständlich begann sie zu erzählen: »Liria war eine Wassernymphe, geboren aus dem Kuss, den Le einst Ire gab.«

Halorin meinte zu nicken, denn das kam ihm vage bekannt vor. Die Flöte sandte eine wehende Melodie, und der Lautenspieler hatte leise zu singen angehoben.

»Sie verliebte sich in einen Sterblichen, den Prinzen Nassim, doch der ...«

Halorin erinnerte sich: »... wies alle Verehrerinnen ab ...«

»Denn er war nicht nur strahlend schön, sondern auch eitel.« Die Kametherin lächelte. Halorin konnte die Augen nicht von ihr abwenden.



»Es heißt«, erzählte sie weiter, »dass Liria sich in ihrer Liebe für ihn so verzehrte, dass sie sich immer weiter verflüchtigte. Doch ehe sie ganz verschwand, erbarmte sich Le und verwandelte sie in ein saphirblaues Gewässer.«

Halorin hing an ihren Lippen. Er wünschte, er hätte weniger getrunken.

»Dem Prinzen Nassim aber war prophezeit, er würde ein langes Leben haben, es sei denn, er würde sich jemals selbst kennenlernen. Und als er eines Tages sein Gesicht im Wasser erblickte ...«

»... verliebte er sich in sein eigenes Spiegelbild«, ergänzte Halorin.

»Ihr kennt die Geschichte also doch«, stellte die Kametherin fest.

»Ich erinnere mich nur an diesen Teil«, gestand der König. »Liria wird oft vergessen. In einigen Erzählungen der Geschichte heißt es, sie sei das Gewässer gewesen, in dem er sich erblickte.«

Einige Augenblicke lang sahen sie einander an, und keiner von ihnen sprach ein Wort.

»Ich danke Euch«, sagte Halorin schließlich, »dass Ihr mir diese Geschichte erzählt habt. Vielleicht möchtet Ihr mir an einem anderen Abend ...« Er schaffte es nicht, den Satz zu beenden. Die Worte gingen ihm aus.

»Es wäre mir eine Ehre.« Sie erhob sich mit ihm, als er aufstand, und knickte tief. »Majestät.«

Etwas in ihm sang lauter als die Musik, und er ertappte sich dabei, wie er sie anstarrte. Dann war der Augenblick vorbei. Er versuchte ein huldvolles Nicken und verließ eilig die Halle.



Halorin eilte durch kalte Gänge, die verwischt an ihm vorbeirauschten. Sein Sichtfeld schien getrübt und eingeengt, und er erreichte die königlichen Gemächer mit leichter Übelkeit. Ein Schaudern, das von seinem Herzen auszugehen schien, durchrieselte seinen ganzen Körper. Er musste damit aufhören. Mit allem. Er rieb sich



die Schläfen und starrte durch das Fenster den vollen Mond an. Kein Wunder, dass ihn so schwindelte, kein Wunder, dass ... Er sank auf das große, leere Bett und stützte den Kopf in die Hände.

Die Nacht war die einzige Zeit, zu der einem König Einsamkeit vergönnt war, und so sehr Halorin diese Abgeschiedenheit brauchte, so sehr schmerzte ihn die Unfreiwilligkeit, die ihr anhaftete, seit seine Königin in ihrem Wöchnerinnengemach dahindämmerte. Die Nacht war Halorins kühle Geliebte und zugleich sein Feind. Jenes Kind Janis und Ires, das die Menschen in wohligem Schlaf wog, wütete in seiner Seele und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Also wachte er und quälte sich.

Die Niederkunft war schwer gewesen. Zwillingsgeburten waren gefährlich und gingen häufig tödlich aus. Hinter vorgehaltener Hand hatten so einige gemunkelt, die Königin werde das gleiche Schicksal ereilen wie ihre eigene Mutter – der Tod im Kindbett.

Jetzt sprach zwar niemand mehr davon, aber selbst, wenn Uma, die Heilkundigen, die Hohepriesterin, wenn Le selbst ihm versichert hätte, Felizae werde sich erholen, Halorin wusste es besser.

Felizae starb. Und es kam ihm vor, als sei er der Einzige, der es bemerkte. Sie starb vor seinen Augen einen langsamen, qualvollen Tod, und er wusste nicht, wie er es ertragen sollte, länger dabei zuzusehen. Noch weniger hatte er eine Antwort darauf, wie es weitergehen sollte. Seine Frau, seine Königin und Geliebte verblasste mit jedem Tag, den ihre Umnachtung andauerte, wie ein Kreidebild auf Stein, und schon jetzt kreisten die Geier um ihren Thron.

Er fing sogar an, Ellania mit Misstrauen zu begegnen. Sie und ihre Schwester Vienda stammten aus der zweiten Ehe Dares' von Askaros, und Halorin wäre zuvor nie eingefallen, aus dieser Richtung Gefahr zu vermuten. Doch seit er auf sich allein gestellt war, fühlte er sich zunehmend von möglichen Verrätern umzingelt. Er brauchte Felizae. Und er wusste, dass die Krankheit und Lethargie seiner Gemahlin sie alle in Gefahr brachte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand versuchen würde, ihren Zustand für seine Zwecke auszunutzen.

Felizae hatte erst sechzehn Sommer gezählt, als der alte König



gestorben war und ihr die Herrschaft vermacht hatte. Aber von jenem Tag an, da die sterbliche Hülle ihres Vaters verbrannt worden war, mehrten sich die Hinweise, dass jemand alles daran setzte, die Stellung der Königin zu schwächen. Kleine Ungereimtheiten, Nachrichten, die niemanden erreichten, Anweisungen, die niemand gegeben haben wollte, Gerüchte über heimliche Bündnisse gegen die Krone. All dem war Felizae mit ruhiger Entschlossenheit entgegengetreten, immer unterstützt von Helios. Die Königin und der Elementer bildeten ein machtvolles Gespann gegen ihre gemeinsamen Feinde, die ihnen Privileg und Macht neideten und sie zugleich fürchteten.

Nur dem Gerede hatten sie keinen Einhalt gebieten können. Den Gerüchten über Verschwörungen einerseits, den Gerüchten über ihren Gemahl andererseits. Halorin, der schlaflose König, wie man ihn nannte, unterhalte zahllose Liebschaften, hieß es. Man ging sogar so weit, darin den Grund für Felizae's lange Kinderlosigkeit zu vermuten. Felizae hatte mehr als ein Machtwort gesprochen. Doch einmal gehörte Gerüchte gerieten nicht so schnell in Vergessenheit, und viele der vornehmen und weniger vornehmen Damen bei Hof wollten nur zu gerne glauben, der König sei für derlei Abenteuer zu gewinnen.

Niemals hatte Felizae ihm gegenüber auch nur ein Wort über die Vorwürfe verloren, doch er spürte, dass die Hartnäckigkeit, mit der die Geschichten kursierten, sie bedrückte, sie vielleicht sogar daran zweifeln ließ, ob sie ihn zu Recht in Schutz nahm. In seinem Kopf hörte er Farileas ernste, dunkle Stimme: *Würdest du vor Les Augen bestehen?*

Trunkenheit, Kälte und Kummer machten seine Bewegungen wacklig, als er mitten im Zimmer niederkniete. Er bat Kayo um Kraft, Radas um Beständigkeit, er ersuchte Ire darum, ihn zu schonen, und Jani um Frieden.

Jani, der Windhauch, schien ihm heute überall begegnet zu sein. Nicht nur Jala, auch die junge Kametherin hatte das Zeichen der Gottheit getragen – genau wie seine Mutter. Er erinnerte sich an den Morgen, als sie zu ihm gekommen war, um ihn mit hinaus ans



Meer zu nehmen. Sie hatte den Finger auf die Lippen gelegt, damit er seine Schwestern nicht weckte, hatte ihn in eine dicke Decke gewickelt, und sie hatten die Burg noch vor Morgengrauen verlassen. Die Wiesen waren nass gewesen von Tau und Regen. Halorin war einige Male ausgerutscht, ehe sie auf den hohen Klippen anlangten, die vor der Festung ins Nordmeer abfielen.

Er fröstelte leicht, als streife ihn der kalte Wind von damals noch heute. Doch es war nur das Feuer ausgegangen. Er würde noch einmal nach seinen Kindern sehen, entschied er, und sich danach hinlegen und auf Ires Gnade hoffen.



Die Flure waren kalt und verlassen. Nur die Gardisten grüßten ihren König mit einem Nicken. Als Halorin sich der Tür näherte, hörte er eines der Kinder weinen. Das bedeutete, dass Jala auf sein musste und er sie nicht wecken würde. Aber kaum, dass er die Tür geöffnet hatte, wurde ihm klar, dass etwas nicht stimmte.

Kein Mondstrahl fiel in die Kammer, sodass er sich in fast vollständigem Dunkel wiederfand. Nur vom Gang geisterte schwach entferntes Fackellicht herein, das jedoch die undurchdringlich schwarzen Winkel der Kammer nicht zu erreichen vermochte. Kamin und Feuerbecken waren erloschen, dennoch schien der Raum einen Teil der Wärme in sich behalten zu haben. Als sich seine Augen langsam an die Dunkelheit gewöhnten, fiel sein Blick auf einen großen hellen Fleck, der wie hingegossen neben der Wiege schimmerte. Für einen Moment fragte er sich, was das sein mochte und wo Jala war, während das Kind weinte. Dann erkannte er entsetzt, dass es Jala war, die dort lag. Reglos und mit nichts als einem dünnen Nachthemd bekleidet. Ein kalter Schrecken ergriff Besitz von ihm, und er stürzte an die Wiege. Sein Sohn plärrte, seine Tochter lag da mit offenen Augen. Eine dunkle Flüssigkeit hatte die weißen Kissen und ihre Stirn besudelt. Metallischer Geruch stieg Halorin in die Nase und bereitete ihm Übelkeit. Das Mädchen sah seinen Vater aus



dunklen Augen an. Beugend streckte er eine Hand nach ihr aus. Erleichterung durchflutete ihn, als sie blinzelte. Tote Kinder blinzelten nicht.

Das Blut, das er mit dem Daumen von ihrer Stirn wischte, war noch warm. Schaudernd folgte sein Blick der Spur, über die Kissen auf den Boden, während er eine Woge der Panik in sich aufrollen spürte. Er hätte die Wachen rufen sollen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Nur wenige Fingerbreit von seinem Fuß entfernt lag etwas Dunkles, das etwa so lang war wie seine Hand. Er trat einen Schritt zurück und während er das Ding anstarrte, schien der undeutliche Umriss Gestalt anzunehmen. Es war ein schwarzer Felsenskorpion. Ein widerwärtiges Tier mit scharfen Klauen und langem todbringendem Stachel. Doch die Kinder lebten, und der Skorpion wirkte befremdlich deformiert, als habe ihn jemand mit bloßer Hand zerdrückt.

Das Blut zwischen Halorins Fingern schien nicht erkalten zu wollen und sich stattdessen in seine Haut einzubrennen wie flüssiges Feuer, als habe Kayo selbst es vergossen. Die Wärme im Raum schien ihm plötzlich unnatürlich. Angst übermannte Halorin. Er wollte zurück an die Wiege stürzen, die Decken aufwühlen und die Kinder an sich reißen – doch er erstarrte mitten in der Bewegung. Er war nicht allein in dieser unheimlich warmen Dunkelheit. Jala mochte ohnmächtig oder tot sein, die Kinder mochten leben – doch da war noch jemand im Zimmer. Jemand, der nur als Schemen zu erkennen war, vor dem Umriss des Fensters, das er fast vollständig verdeckte. Eine mächtige, schattenhafte Gestalt, deren durchdringender Blick genau auf ihn gerichtet war.



DER VERTRAG

VEREHRTER LESER – ODER NEIN – ICH MUSS ANDERS ANFANGEN. DIE Probleme beginnen bereits viel früher, als ich vorausgesehen hatte. Ja, nun, ich sehe voraus, und ich sehe auch mal falsch voraus, das weißt du nun über mich. Oder kannst es berechtigterweise vermuten. Doch anders, als du vielleicht vermutest, bin ich nicht der Autor. Der Autor ist tot. Ich bin vielleicht am ehesten das, was an seine Stelle getreten ist, oder dessen Helfershelfer. Oder dessen Gegenspieler? Bin ich ein Teil von jener Kraft, die stets –

Ich sollte mich kurzfassen, ehe du meiner überdrüssig wirst.

Also, Leserin – Leser – wie dem auch sei – ich entschuldige mich, deine Lektüre zu einem so frühen Zeitpunkt zu unterbrechen, doch es erscheint mir angemessen, mich dir vorzustellen.

Aber wie fange ich es an?

Die Sprache, in der ich zu dir spreche, muss dir mehr oder weniger vertraut sein, anderenfalls bliebe dies alles ein Lautgedicht für dich. Und die Schrift, in der dir diese Erzählung präsentiert wird, musst du erkennen und entziffern können, sonst wirst du sie nicht einmal als Literatur wahrnehmen.

Die Fragen, die mich umtreiben, mögen dir, Leser, belanglos erscheinen, doch glaube mir, dass sie von höchster Bedeutung sind. So wie die technischen Details einer Zaubershow. Doch sie werden dir nicht etwa enthüllt, um dir den Spaß zu verderben. Das liegt mir fern! Ich gewähre dir einen Blick hinter die Kulissen – mehr noch! Ich erhebe dich zu meiner Assistentin!

Doch um Ungemach vorzubeugen, sollten wir zunächst einen Vertrag schließen. Ich weise darauf hin, dass solche Verträge allgemein üblich sind. Sofern dies also nicht die allererste Erzählung deines Lebens ist, hast du wahrscheinlich bereits zahllose solcher

Verträge abgeschlossen. Sie sind die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Erzählens. Das, was meist ungelesen weggeklickt wird, weil es als wesentlich uninteressanter gilt als der Inhalt, zu dem man Zugang begehrt. Leichtfertig klickst du also auf *Accept*. Du akzeptierst, ein Buch zu lesen, das dir als Roman eines bestimmten Genres präsentiert wird, du erklärst dich bereit, diesen Text unter den Vorzeichen des vorgeblichen Genres zu lesen. Und in den meisten Fällen wird dieses leichtsinnige Vertrauen dich auch nicht in Lektüreschwierigkeiten bringen. Dennoch ist es ein gravierender Irrtum, anzunehmen, die Details dieser Verträge seien irrelevant, und sicher bist auch du schon auf die eine oder andere Weise betrogen worden. Ich aber will vollkommen aufrichtig zu dir sein. Ich lege Wert auf Transparenz.

Dies also ist der Vertrag: Du liest einen Fantasyroman. Es wird dir von Seiten des Romans versichert, einen Text dieses Genres vor dir zu haben, dafür bist du verpflichtet, ihn als solchen zu lesen. Die genrespezifischen Standardbestimmungen dieser Verpflichtung beinhalten – unter anderem – a) Magisches, Übernatürliches und Un erklärliches als Teil der erzählten Welt zu akzeptieren; b) das Weltbild der erzählten Welt, inklusive aller damit verbundenen Konzepte von Geschlecht, ethnischer und sozialer Zugehörigkeit, Religion und anderer kultureller Konstrukte, für die Dauer der Lektüre als Wahrheiten zu akzeptieren. Für Realismusfehler wird keine Haftung übernommen. Gleiches gilt für etwaige Beeinflussung durch die Verbindung von Stereotypen und realistischer Erzählweise.

Aufgrund der langen Tradition solcher Klauseln fällt es Lesenden regelmäßig leicht, diese Rezeptionshaltung anzunehmen. Sie ist sogar in vielerlei Hinsicht sehr komfortabel. Doch Obacht! Dies ist nur eine verkürzte Zusammenfassung des Standardvertrages. Jeder Fiktionsvertrag ist ein Teufelspakt, der nur bei oberflächlicher Betrachtung eine klare Sache ist. Du musst schon selbst dahinterkommen, worauf du dich eingelassen hast. Und du wirst kein Gericht finden, vor dem du seine Einhaltung einklagen kannst.

Zu Recht bist du jetzt vielleicht misstrauisch oder gar verstimmt von dieser viel zu langen Vorrede. Doch sie hat berühmte Vetterinnen

in der Literaturgeschichte. Vorreden, die noch erheblich länger und teilweise auch noch langweiliger daherkommen. Aber in ihnen wurde schon viel gesagt, über Hobbits und Walfang und vieles mehr. Ja, es mag sogar Bücher geben, die fast vollständig aus ihrer eigenen Vorrede bestehen, die nur hier und da von etwas Geschichte unterbrochen wird. Vielleicht ist es dieses Erbe, das es mir erschwert, mich kurzzufassen.

Ich bedaure jedenfalls, wenn diese Vorrede dich irritiert oder verärgert. Doch tut sie das nicht am ehesten, weil du sie hier nicht erwartet hast? Weil du sie als Bruch des Genrevertrages empfindest? Aber wie ich sagte: Jeder Fiktionsvertrag ist ein Teufelspakt, und dieser enthält vielleicht das eine oder andere Kleingedruckte. Doch soll es dein Schaden nicht sein.

Natürlich kannst du versuchen, mich auszutricksen, und ich muss dir raten, mir nicht zu trauen, aber ich erinnere daran, dass die Klügsten und Witzigsten es verstehen, erst mal eine Menge Spaß mit ihrem Mephisto zu haben, ehe sie ihn loswerden. Und ist nicht die Faszination für das Fantastische der Beweis, dass es der Magie keinen Abbruch tut, wenn man um die Illusion weiß?

Der Vertrag soll dich nicht darin hindern, sie zu genießen. Im Gegenteil. Wenn du in die Geschichte zurückkehrst, scheue dich nicht, ihr nahezukommen. Und vielleicht wirst du irgendwann feststellen, dass du ihr bis unter die Haut gekrochen bist – oder sie dir.